

Pauline Delabroy-Allard

»Wer ist das«

Leseprobe

Bitte beachten Sie:

Dieser Text ist urheberrechtlich geschützt, jede Form der Vervielfältigung bedarf der Genehmigung des Verlags.

FRANKFURTER  VERLAGSANSTALT



Pauline Delabroy-Allard

WER IST DAS

Roman

Aus dem Französischen
von Sina de Malafosse

FRANKFURTER  VERLAGSANSTALT

*»Die Tage sind einander so ähnlich,
als wärs nur ein endlos einziger Tag,
weiß und schwarz.«*

Paul Claudel
Mittagswende

Was kann ich wissen?

*»Ein kleines Mädchen einmal:
Waren die anderen schon da, bevor ich geboren wurde?
Und ein anderes kleines Mädchen, ein anderes Mal:
Geschieht noch etwas, nachdem ich gestorben bin?«*

Jean-Luc Lagarce
L'Apprentissage

Ich warte darauf, dass etwas passiert. Ich fürchte in jedem Augenblick, dass es nicht funktionieren, dass es ein Problem geben könnte, ein fehlendes Glied. Ich kann mir nicht vorstellen, wie das glatt über die Bühne gehen sollte. Am Eingang des Bürgeramts habe ich eine Nummer gezogen, eine gleichgültige Miene aufgesetzt, so also würde ich mir jeden Dienstag eine Identität zulegen. Normal, alles ist ganz normal, sage ich mir immer wieder. Ich schaue auf die große elektronische Anzeigetafel über meinem Kopf, es klingelt, und wenn es klingelt, wechseln die leuchtenden Zahlen, es dauert nur den Bruchteil einer Sekunde, aber dennoch sieht es aus wie eine sich bewegende Zeichnung, man erkennt nicht gleich, welche Zahl auf dem Bildschirm erscheinen wird, ein kurzer Moment der Spannung, des Luftanhaltens, bevor man weiß, ob man endlich an der Reihe ist oder nicht.

Wenn sie an der Reihe sind, springen die Leute auf, und hopp, beide Beine fest auf den Boden, die Damen lassen in der Eile manchmal ihre Handtasche fallen, bücken sich danach, richten sich hastig wieder auf, das Haar ein wenig in Unordnung, verwirrt, weil man sie bei ihrer Hast ertappt hat, ist doch okay, wir sind doch bloß auf dem Bürgeramt. Aber aufgerufen zu werden oder den eigenen zu Namen hören, macht immer etwas mit einem. Ich lauere wie die anderen, schaue bei jedem Klingeln auf, die

roten Ziffern auf dem Schirm aus Flüssigkristallen winden sich zu einer neuen Zahl und erinnern an Schlangen in einem Vivarium. Meine Nummer wird nicht auftauchen, bin ich überzeugt, sie wissen bereits alle, dass ich eine Gesetzlose bin, dass ich dreißig Jahre ohne Ausweis gelebt habe, dass ich bereits dreißig Jahre existiert habe ohne zu existieren, dass man mich besser ignoriert, dieses Mädchen bedeutet Ärger, geben wir ihr eine Nummer, aber rufen sie nicht auf, dann kann sie den ganzen Tag die Flüssigkristalle beobachten, sie sieht ein bisschen durchgeknallt aus, wie eine, die findet, dass die aussehen wie Schlangen in einem Vivarium.

Der Angestellte des Bürgeramts hat einen Überschuss an Sitzfleisch, doch nicht an Lebensfreude. Er blickt sogar vollkommen düster drein. Als er mich bittet, Platz zu nehmen, schaut er mir nicht in die Augen, schaut mich überhaupt nicht an, sagt, zeigen Sie mir Ihren Antrag, und in dem Moment beglückwünsche ich mich, einen zu haben, einen Antrag, weiterhin so gelassen wirken zu können, als würde ich das hier jeden Morgen machen, mein Antrag, ja sicher, natürlich, hier ist er, bitte. Sein Schreibtisch ist durch zwei Plexiglasscheiben von den anderen getrennt, hinter denen andere das Gleiche machen wie er, genau die gleichen Sätze sagen. Ich frage mich, wie das wohl ist, den ganzen Tag mit Identitäten umzugehen, zeigen Sie mir Ihren Antrag zu sagen und die Namen zu notieren, die Fotos zu überprüfen. Er murmelt, ich müsse ein neues Foto machen lassen, das vorliegende, wie verlangt in zweifacher Ausführung, entspreche nicht den Vorschriften,

wegen der Brille, man könnte mich nicht wiedererkennen. Denken, dass nicht ich das bin, das Mädchen auf dem Personalausweis. Na also, ich wusste es, sie werden merken, dass etwas nicht stimmt, dass die ganze Sache schon irgendwie seltsam ist. Er ruft seine Nachbarin hinter der Plexiglasscheibe, ihre verschwommene Silhouette verfestigt sich, exakt aufgelegter rosa Lippenstift, perfekt abgestimmt auf die Farbe des Nagellacks und die kurzärmelige Bluse aus schlechter Baumwolle, die den Blick auf rührend zarte, weiße Arme freigeben. Er zeigt ihr meine Fotografie, meine zwei Fotografien, nun, die gleiche Fotografie in zweifacher Ausfertigung, wie verlangt. Sie gehen mit ihren Gesichtern ganz nah heran, entfernen sich, runzeln gleichzeitig die Stirn, nähern sich wieder. Du weißt, was ich meine, die Brillengläser reflektieren irgendwie, das wird nicht durchgehen. Sie antwortet, dass sie sich da nicht so sicher sei, nimmt meine Fotografie in ihre manikürte Hand, betrachtet sie erneut aufmerksam, ich starre auf die Ablageschale mit den Büroklammern auf dem Tisch, schauen Sie mich bitte an, ich schaue sie an, sie lächelt, ich weiß, was du meinst, sagt sie zu dem Bürgeramtsangestellten, aber ich glaube, das geht schon. Er murrte. Zum ersten Mal bemerke ich seine Hände. Ich bin entsetzt über seine beiden Daumennägel, die extrem lang sind, so lang, dass man sich fragt, wie er mit solchen Nägeln bestimmte alltägliche Gesten ausführt. Ich schweige, senke den Kopf. Er fragt mich, ob es wirklich das erste Mal sei, dass ich einen Personalausweis beantrage. Ich bejahe mit zitternder Stimme. Sehr gut, hier also Ihre Eingangsbestätigung. Verlieren Sie sie bloß nicht,

fügt er hinzu, Sie werden sie für die Abholung des Ausweises brauchen, und das war's, es bleibt mir nur abzuwarten. Ich habe alles gegeben, die beiden identischen und den Normen entsprechenden Fotografien von mir, eine Wohnbescheinigung, die Geburtsurkunde, nicht älter datiert als drei Monate, im Original und als Fotokopie. Als freie Frau gehe ich wieder. Mit dem Versprechen, innerhalb von drei Wochen meinen ersten Personalausweis zu erhalten.

Er hat nicht gesagt, wie überraschend, dass Sie nie einen Personalausweis hatten. Er hat nicht gesagt, warum lassen Sie jetzt einen Personalausweis ausstellen, wenn Sie nie einen hatten. Er hat nicht gesagt, hatten Sie denn selbst als Kind keinen. Er hat nicht gesagt, warum tragen Sie einen Doppelnamen. Er hat nicht gesagt, sind Sie verheiratet, ist das der Name Ihres Mannes, Ihrer Frau. Er hat nicht gesagt, Sie haben also insgesamt vier Vornamen. Er hat nicht gesagt, das ist aber sonderbar, dieser Vorname eines Mannes zwischen den weiblichen. Nein, das alles hat er nicht gesagt. Auf dem Platz vor dem Bürgeramt betrachte ich die Eingangsbestätigung genauer. Ich höre das Geschrei der ballspielenden Kinder des Viertels, die Gesprächsfetzen aus dem Walkie-Talkie des Wachmanns, der weder besonders überzeugt noch besonders überzeugend den Eingang bewacht. Ich lese immer wieder die Zeilen auf dem Papier. Ehe-name: nichts. Ehe-name: nichts, null, Leere, Rauch. Ehe-name: keiner, Niete, Lücke, Dampf, Abgrund. Nichts. In der Zeile darunter dann meine versammelten Vornamen. Verlieren Sie es bloß nicht, Sie werden es brauchen. Ich stecke das Blatt in mein Portemonnaie.

Kaum eine Woche später bekomme ich die Nachricht, dass mein Personalausweis im Bürgeramt zur Abholung bereit liegt. Fast renne ich mit dem so wichtigen Papier hin. Ich ziehe freudig eine Nummer, warte zwischen den anderen und schaue auf die leuchtenden Kristalle, dieses Mal ist mir leicht ums Herz, ich bin ungeduldig. Als ich dran bin, stürze ich zum Schalter, ein sehr freundlicher Mann kramt in einer Art Schuhkarton mit offenbar selbstgemachten Abtrennungen aus Pappe, also wirklich, habe ich Zeit zu denken, die Präfektur von Paris könnte ihren Angestellten schon besseres Arbeitsmaterial bereitstellen, er lächelt mich an, nimmt mein Papier entgegen, reicht mir im Gegenzug eine in Plastik eingeschweißte Karte. Das da bin ich. Da ist mein Foto drauf. Ich erkenne mich wieder. Ja, das bin ich. Mein Geburtsdatum. Meine Größe. Mein Vorname, Pauline. Und die anderen. Jeanne, Jérôme, Ysé.

Aber wer sind die anderen? Wer ist das?

Ich hatte nie zuvor einen Personalausweis, bis zu diesem Tag in meinem dreißigsten Lebensjahr. Natürlich wusste ich, dass ich noch weitere Vornamen habe. Zum ersten Mal wurde mir das bewusst, als ich Abitur machte. Die Listen mit den Noten waren groß im Hof des Gymnasiums angeschlagen. Gemeinsam mit meinen Freunden versuchten wir herauszufinden, ob wir bestanden hatten,

ob mit Auszeichnung oder ohne. Wir fuhren mit dem Finger die engen Zeilen entlang, wo zunächst der Nachname, dann die Vornamen und am Ende der Zeile die Prüfungsergebnisse standen. Eine Freundin war mit dem Finger meine Zeile entlanggefahren. Pauline, ach, da bist du ja! Aber was ist das denn? Warum heißt du wie ein Junge, ist das ein Fehler oder was? Nein, das war kein Fehler. Ich war gerade siebzehn geworden, hatte mein Abitur mit der Note befriedigend bestanden. Und ich bekam ein ganzes Paket mit Fragen zu den anderen drei Vornamen, die meinem folgten. Jeanne, Jérôme, Ysé. Wer ist das, hey? Wer seid ihr? Eltern wählen als Zweitnamen traditionell die der verstorbenen Großeltern, der Patentanten oder Patenonkel, Vornamen, die ihnen als Rufname zu gewagt erschienen oder bei denen sie sich nicht einig waren. Ich hatte das unbestimmte Gefühl, dass das bei mir nicht der Fall war. Und doch waren sie da. Alle drei. Zwei Frauen, ein Mann. Das ist schon etwas Besonderes, im Leben von drei Unbekannten eskortiert zu werden.

Seit ich siebzehn war, habe ich oft an sie gedacht, habe mich viele Male gefragt, woher sie kommen. Zunächst die Frauen. Jeanne. Woher nur konnte dieser Name, die weibliche Form des Vornamens meines Vaters kommen? Und dann Ysé. Ein Vorname, den ich woanders weder gesehen noch gehört habe. Und schließlich der männliche Vorname. Jérôme. Warum gibt man einem kleinen Mädchen den Vornamen eines Mannes? Was für eine verrückte Idee! In meiner Familie wird nicht geredet. Nun ja, doch, es wird viel geredet und wir lieben das, solange

wir nicht über die Vergangenheit sprechen, die Vergangenheiten. Die Vergangenheit meines Vaters wird nie erwähnt. Die meiner Mutter noch weniger. Über ihre gemeinsame Vergangenheit, vor unserer Geburt – denkt nicht einmal daran. Wir vermeiden es, Fragen zu stellen, auch wenn es vorkommt, dass wir Antworten bekommen. Aber meistens wird den Fragen ausgewichen, gelacht, um eine Wahrheit zu überspielen, auszuscheren, etwas anderes zu sagen, leeres Gerede, Erfundenes.

Wir haben keinen Fernseher. Keine neuen Kleider. Wir essen morgens keinen Brotaufstrich. Keine Süßigkeiten. Wir überqueren die Grenzen des Landes nicht, in dem wir geboren sind. Wir sprechen nicht über die Vergangenheit unserer Eltern. Wir stellen keine Fragen. Wir machen unsere Hausaufgaben. Wir waschen uns. Wir essen unsere Teller leer. Wir putzen unsere Zähne. Gehen ins Bett. Flüstern im Dunkeln. Wir gehen ins Konzert. Ins Museum. Ins Theater. Wir bekommen in Geschenkpapier verpackte Bücher. Wir hören Radio. Keine Popsongs. Wer Johnny Hallyday ist, wissen wir nicht. Auch nicht, wer Michel Platini ist. Wir stellen keine Fragen. Wir fragen nicht, wer Johnny Hallyday ist. Wer Michel Platini ist. Wir fragen nicht, wer unsere Eltern sind. Wir gehen ins Kino. Wir gehen ins Kaufhaus, ins Samaritaine. Wir klauen Craven-A-Zigaretten aus der Schublade des hölzernen Schreibtischs. Wir gehen in die Bibliothek. In die Musikschule. Wir schauen uns keine Fotos an. Wir wissen nicht, wer Leonardo DiCaprio ist. Wir wissen nicht, wer die Spice Girls sind. Wir fragen nicht, wer Leonardo DiCaprio ist.

Wir weinen, als François Mitterrand stirbt. Wir haben Babysitter. Wir mögen sie nicht. Wir stellen ihnen keine Fragen. Wir waschen uns. Wir ziehen Hausschuhe an. Wir üben auf unseren Musikinstrumenten. Samstagmorgens gehen wir ins Schwimmbad. Wir essen Rotbarben, die wir Sonntagmorgens auf dem Markt kaufen. Sonntagnachmittags gehen wir spazieren. Wir sprechen nicht darüber, wie es vorher war. Wir stellen keine Fragen. Wir bitten um nichts. Ich bitte um nichts. Ich wachse in der Leere auf. Erfinde Antworten. In meiner Muttersprache.

3

Jérôme taucht manchmal im Gespräch auf. Der Name fällt einfach so, zwischen meinem Vater und meiner Mutter. Wir, also ich, mein Bruder, meine Schwester, verstehen nichts, wir stellen keine Fragen. Ich frage nicht: Wer ist das, dieser Typ. Ich frage nicht, warum auf offiziellen Papieren sein Name neben meinem steht. Wir spüren insgeheim, dass man das Thema besser meidet. Von Jeanne hören wir nie etwas. Und Ysé, ja, eines Tages, aber wann, ich weiß es nicht mehr, eines Tages verstehe ich, dass die Ysé in der Reihe meiner Vornamen eine Referenz an die Figur im Stück *Mittagswende* von Paul Claudel ist. Ich weiß nicht, was dieses Stück meinen Eltern bedeutet, sie sagen

es mir nicht, ich glaube diese Information einem der Gespräche entnommen zu haben, die ich als Kind, dann als Jugendliche manchmal heimlich mitanhörte, zusammengekauert auf einer Treppenstufe meines Elternhauses.

Ich bin dreißig. Ich feiere meinen dreißigsten Geburtstag. Ich feiere ihn in dem Wissen, dass ich ab nächstem Jahr meinen Geburtstag nie mehr allein feiern werde. Da wird jemand bei mir sein, jemand, der in meinem Bauch heranwächst. Kurz darauf stelle ich den Antrag auf meinen ersten Personalausweis. Ich hatte bereits einen Reisepass, ausgestellt vom Standesamt eines Vororts, nachdem ich mein Elternhaus verlassen hatte, um endlich die Grenzen zu überqueren, in die weite Welt hinauszugehen. Aber nun brauche ich einen Personalausweis. Ein Schriftstück, das mir dieses Mal nicht ermöglicht zu fliehen, sondern mich im Gegenteil zu verankern, festzusetzen, zu verfestigen in meinem Land, in dieser neuen Geschichte, die ich schreibe. Und auf dem Vorplatz des Bürgeramts, wo mein Blick auf das offizielle Stück Plastik fällt, springen mich die drei Geister an. Ich muss es wissen. Ich werde Leben schenken und weiß nichts über die, die mich seit Beginn meines eigenen begleiten. Warum sie? Wer sind sie? Jeanne, Jérôme, Ysé. Die Litanei ihrer Vornamen, seit Jahren schon eine kleine Melodie in meinem Kopf, die es an der Zeit ist anzuhören. Jeanne, Jérôme, Ysé. Meine Phantasmen, meine Zombies. Da sind sie, an meiner Seite. Meine Eltern haben sie auserwählt, sich über mich zu beugen. Jeanne, Ysé, gute Feen, böse Feen, Jérôme, heiliger König, Chimäre. Ich spüre auf einmal das dringende

Bedürfnis, ihnen zu begegnen, allen dreien, bevor ich dem oder derjenigen in meinem Bauch einen Namen gebe. Ich beschließe, den Pfaden zu folgen, auf die ich ohne es zu wollen gestoßen bin, und zu schauen, wohin sie mich führen. Ich will mich durch die dicke Kruste der Identität graben, die meine zu sein scheint, bevor ich eine neue Identität gebäre. Ich will das Palimpsest aufkratzen. Ich will sie beschreiben, erschreiben. Zugleich wäre ich gerne jemand, der Figuren erfinden, hinter ihnen verschwinden kann. Ich werfe mir vor, selbst auf die Bühne zu treten, nicht der Puppenspieler hinter dem Paravent sein zu können. Aber so ist es eben, sie beherrschen mich. Beschäftigen mich. Ich werde sie suchen, finden, aufscheuchen. Ich werde sie kennenlernen wie Mitglieder einer Patchworkfamilie, wie einen alten vergessenen Verwandten. Viele Indizien habe ich nicht. Ich werde alles durchforsten, erkunden, durchwühlen. Fragen zu stellen erscheint mir vergeblich, sie würden nur beiseite gewischt werden. Ich sehe den Blick meiner Mutter von hier, ihr ganzes Gesicht, die Art, wie sie sich in Luft auflösen würde, sobald ich sie damit konfrontierte. In dieser Hinsicht bin ich ein kleines Mädchen geblieben.

Als ich aus dem Bürgeramt komme, rufe ich sie dennoch an. Sie ist nicht bei der Sache, muss zum Einkaufen, bevor die Läden schließen, ich spüre, dass sie mir nur mit halbem Ohr zuhört. Ich erzähle ihr, dass ich meinen ersten Personalausweis in der Hand halte, dass es höchste Zeit gewesen sei, und sage, so beiläufig wie möglich, ach, übrigens, ich habe mich gefragt, diese Vornamen, die ihr mir gegeben habt, das ist schon lustig, ich sehe sie vor mir,

Jeanne, Jérôme, Ysé, und ich wundere mich. Was meinst du, wieso lustig, antwortet sie. Na ja, riskiere ich, das ist auffällig, wenn du so willst, verwunderlich, erstaunlich, ungewöhnlich, das ist sicher, kannst du mir sagen warum, warum ich so heiße? Sie seufzt. Sie seufzt lautstark, hustet, ich höre sie nach dem Stofftäschchen mit ihrem Tabak greifen, um sich eine Zigarette zu drehen. Ich glaube die Sache schon gewonnen, dass sie sich endlich Zeit nehmen wird, um mit mir zu sprechen, zu erklären. Aber nein, überhaupt nicht. Sie hat die mir wohlbekannte Stimme, ihre unnachgiebige Stimme, ach, mein Schatz, ich habe es eilig und du nervst mich mit deinen Fragen, du weißt doch, dass mir das zuwider ist.

Keine Fragen also, keine Wellen. Ich schreibe, weil sich der Blick meiner Mutter in Dunst auflöst, weil mich ihr Schweigen einhüllt. Ich schreibe, um die Leerstellen zu füllen. Ich schreibe, um später zu verstehen. Ich schreibe, um zu gefallen. Ich schreibe, um die Nacht zu durchstehen. Ich schreibe, um mit den Fingerspitzen in den Wunden der Existenz zu wühlen. Ich schreibe, um zu missfallen. Ich schreibe, um keine Angst mehr zu haben. Um zu retten, was geht. Ich schreibe, um zu wissen, wer ich bin. Wenn ich keine Antworten bekomme, erfinde ich eben.

Das Ende des Sommers steht bevor, das Ende der Ferien. Auf dem Rückweg liegen zwei Orte. Die Höhle von Pech Merle. Und das Haus meiner Großeltern, die ich seit Jahren nicht gesehen habe. Unmöglich so zu tun, als ob ich es nicht wüsste, wir fahren direkt bei ihnen vorbei. So nah zu sein, ohne sie anzurufen, ohne sie zu besuchen, ist unvorstellbar. Ich fasse mir ein Herz und rufe meine Großmutter an. Es klingelt lange, mein Großvater nimmt ab. Er ist überrascht, von mir zu hören. Nach so vielen, tja, Jahren, muss man sagen. Wir sprechen nur ein paar Sekunden, dann erklärt er, er werde meine Großmutter rufen, rühr dich nicht, in Ordnung? Ich rühre mich nicht, nein, ich warte brav im Auto, das meine Partnerin unter einem Baum geparkt hat, in der Hoffnung, dass es dort ein bisschen kühler ist als in der Gluthitze ein Stück weiter. Im Hörer ein Flüstern, undeutliche Geräusche. Sie steht mit dem Rücken an einen Baum gelehnt und schaut mich fragend an. Ich sitze auf dem Beifahrersitz, bei offener Tür, die Füße im Gras. Ich bedeute ihr, dass es länger dauert, eine Art Mühlrad mit dem Handgelenk. Und dann die Stimme meiner Großmutter, Hallo. Ich stammele zunächst eine Entschuldigung, dass ich so lange nichts habe von mir hören lassen. Tja, Jahre, muss man sagen. Das ist keine Kleinigkeit. Ich erkläre die Lage so einfach wie möglich. Dass ich nun mit einer Frau zusam-

menlebe, dass wir in der Gegend Urlaub machen, mit dem Auto, dass wir am nächsten Tag wieder nach Paris fahren werden, wir aber, wenn es möglich sei, auf dem Weg bei ihnen vorbeischaun würden. Natürlich wundert sie sich, das merke ich, nach all den Jahren. Sie sagt in Ordnung, wir könnten morgen, auf dem Weg nach Paris, zum Mittagessen kommen, sie habe Melone, Schinken, Pastete, solche Dinge, und bei der Hitze und in ihrem Alter hätten sie ohnehin keinen großen Hunger mehr.

Pech Merle war eine Laune von mir. Eine plötzliche Anwendung. Ich wollte die Höhle sehen. Aber du hast doch Platzangst, wenn ich dich daran erinnern darf, rief sie aus. Ist das in deinem Zustand wirklich eine gute Idee? Ja, nun. Sicher. Aber ich wollte die Höhle sehen. So war es eben. Ich hatte natürlich Angst vor Gerölllawinen, Angst, sechs Fuß unter der Erde zu bleiben, lebendig begraben. Aber es kam wirklich nicht in Frage, die Gegend zu verlassen, ohne diese Höhle gesehen zu haben, ohne hinzufahren. Ich wollte, wollte, wollte unbedingt, war bereit, mich wenn nötig auf den Boden zu werfen, so war es eben, anders unvorstellbar. Sie seufzte, begriff wohl, dass es nichts nützen würde, sich zu streiten, und lenkte ein. Wir fuhren durch die menschenleeren, kahlen Tafelberge, in Täler hinab, weiter an einem Fluss entlang. Schilder am Straßenrand wiesen den Weg nach Pech Merle, und wenn ich sie sah, ging mir jedes Mal das Herz auf, ich plapperte im Auto, quasselte ihr ein Ohr ab. Ich hatte mich nie für Frühgeschichte begeistert, und doch hatte ich diesen Wunsch, diese Sehnsucht, die immer größer

wurde, je mehr Kilometer wir zurücklegten. Ich konnte vor Ungeduld kaum stillsitzen. Unter die Erde zu gehen war lebenswichtig geworden, eine Obsession. Ich brachte sie zum Lachen, indem ich mich laut selbst analysierte. Durch die Oberfläche dringen anstatt hinter Geheimnisse. Unter die Erde gehen wie in mich hinein. Hinab ins Dunkle, dorthin, wohin kein Licht dringt, um leichter die Schatten zu bergen. Um sie beim Herauskommen vielleicht ans Licht zu zerren, wenn ich denn wieder herauskomme, ergänzte ich. Blablabla. Ich scherzte, aber ich wollte es unbedingt. Geradewegs in den Abgrund, wie es heißt. Vielleicht sogar eine Beerdigung erleben. Eine Beisetzung.

Man hat Gebeine in der Höhle von Pech Merle gefunden. Gebeine von Bären, Hyänen. So erzählt es unsere Führerin, die uns beide mit einer ganzen Gruppe unerschrocken Dutzende Meter in die Tiefe begleitet. Die wenigen anwesenden Kinder fangen an zu maulen, dass sie nicht hinabsteigen wollen. Dass es dort ziemlich dunkel sei, man überhaupt nichts sehe. Und als Krönung des Ganzen sei es auch noch kalt. Tja, sagt die Führerin, ich habe Ihnen ja geraten, etwas überzuziehen. Es herrschen zwölf Grad, posaunt sie. Die Eltern beschwerten sich. Die Gruppe steht, die Besichtigungstour hat begonnen und man kann ohne Begleitung nicht wieder an die Oberfläche. Sie schimpfen mit ihren Kindern, überlassen ihnen Schals, Pullover. Jetzt, wo wir hier sind, bleiben wir auch, zischen sie. Schauen Sie, sagt die Führerin, wir befinden uns in der Combel-Galerie, und stellen Sie sich vor, die Wurzel

einer Eiche hat das Gewölbe durchstoßen und ist so in die Höhle eingedrungen, ist das nicht unglaublich? Wenn Sie möchten, können Sie den Baum, zu dem diese Wurzel gehört, oberhalb der Höhle ansehen. Er ist leicht zu finden, auf den Stamm ist ein weißes Fragezeichen gemalt. Lassen Sie uns nun den schwarzen Fries anschauen, schlägt sie vor und zieht den Reißverschluss ihres Fleece-Pullis hoch, folgen Sie mir bitte und achten Sie darauf, wo sie hintreten. Wir gehen im Gänsemarsch weiter, mit kleinen unsicheren Schritten. So zwischen zwei Menschen fühle ich mich auf diesem doch mühseligen, abschüssigen Pfad wohl. Reise zum Mittelpunkt der Erde. Die Wand ist sieben Meter lang, informiert uns die Führerin, und zeigt ganze fünfundzwanzig Tierzeichnungen. Findet ihr das Pferd, Kinder? Und die Wisente, seht ihr die Wisente? Und die Mammuts, wie viele Mammuts sind es, kann mir das jemand sagen? Sie wechselt die Stimmlage, um uns, den Erwachsenen, zu erzählen, dass die Zeichnungen ungefähr fünfundzwanzigtausend Jahre BP alt sind. Bepe? Ja. BP, für *before present*. So sagt man.

Fünfundzwanzigtausend Jahre bepe. Vor heute. Eine Zahl, bei der einem schwindelig wird. Und ich, habe ich schon existiert, vor einigen Jahren? Ich meine, habe ich existiert, bevor ich existierte? Existiert man schon ein bisschen, bevor man existiert? In den Gesprächen derjenigen, die uns bald existieren lassen. In den Geistern und Schatten derjenigen, die zu der Zeit quicklebendig sind, bevor sie uns folgen, als Tote, bis zum Tag unseres eigenen Todes. Wie viele Jahre bepe sind es für mich? Before present. Los, kommen Sie, fährt die Führerin fort und geht noch

tiefer in den dunklen Bauch hinein. Diese Galerie wird Corniche genannt. Achten Sie auf die schwarzen Strichzeichnungen, wieder Wisenten, erneut Mammuts. Ja, Monsieur, genau, auch das sind Höhlenzeichnungen von vierundzwanzigtausend bepe. Können wir danach ein Eis essen, fragt einer der Knirpse. Wir werden sehen, antwortet die Mutter, bei den Temperaturen trinken wir lieber einen heißen Kakao. Rede keinen Unsinn, mischt sich der Vater ein, du weißt genau, dass es draußen achtunddreißig Grad sind, das mit dem Eis geht in Ordnung, sagt er zu dem Kleinen, aber hör bis dahin auf zu trödeln. Im Saal der Felsmalereien ist es unmöglich, angesichts der mit Punkten versehenen Pferde, der mit schwarzen Punkten gefüllten Umrisse von Pferden, nicht vollkommen baff zu sein. Ich sage nichts mehr. Ich bin wie hypnotisiert. Spüre die kalte Luft nicht mehr, die durch mein Kleid dringt, höre ihr Flüstern in meinem Ohr nicht mehr, das mich einlädt, sich gemeinsam über die Familien um uns herum lustig zu machen. Wir werden mal nicht so, hm, lacht sie und legt ihre Hand auf meinen Bauch. Der Anblick, der sich mir bietet, macht mich sprachlos. Und vergessen Sie nicht, sich die Decke anzusehen, wo sich ebenfalls sehr berühmte Fingerspuren befinden, betont die Führerin. Die Decke, an die die Vorsteinzeitmenschen vermutlich über eingestürzte Felsbrocken gelangt sind, denn sie waren nicht nur Künstler, sondern auch agile Akrobaten.

Und nun zu meiner Lieblingsstelle, ich glaube, ich habe es bereits erwähnt, aber der Eingang zur Höhle wurde in der letzten Eisschmelze vor etwas zehntausend Jahren ver-

schlossen. Dieses Datum und dieses Phänomen belegen, dass das, was Sie sehen werden, authentisch ist. Während Sie spricht, tritt sie zur Seite, gibt den Blick auf einen Erdblock frei, in dem ein Dutzend Fußspuren verewigt sind. Es sind die Spuren eines Kindes oder Jugendlichen. Na ja, murmelt das Kind, das ein Eis wollte, das kann ich auch. Aber seine schlechte Laune ist wie weggefeht, als die Führerin erzählt, dass die Stelle, zu der wir jetzt gehen würden, in prähistorischen Zeiten ein Durchgang gewesen sei, durch den man nur kriechend gekommen sei. Echt cool, ruft es. Achten Sie im Durchgang auf die Zeichnung eines Bärenkopfes, die etwa vierundzwanzigtausend Jahre bepe alt ist.

Und dann, am Ende der Besichtigung, werden Sie die Handnegative sehen, die roten Schablonenhände, wahrscheinlich weiblich, präzisiert die Führerin. Sie erklärt das Verfahren und selbst das Eiskind schweigt, sie erklärt die Technik des Pustens und Spuckens, vermutlich direkt mit dem Mund, oder mit einem Blasrohr. Sie fügt hinzu, dass es in anderen Höhlen auch Handpositive gebe, die dadurch entstünden, dass eine mit Farbpigmenten beschmierte Hand auf eine Felswand gedrückt werde, aber seltener seien, und diese Information erstaunt mich. Es erscheint mir viel einfacher, zumindest würde ich das machen, eine Spur zu hinterlassen, indem man seine Hände an die Wände drückt. Der Einfall, eine farbige Flüssigkeit um die eigene Hand herum zu pusten, mit dem Mund an jedem Finger und am Handgelenk entlang zu spucken, ist von einer Genialität, dass es mich kalt durchfährt. Ich schaue lange den roten Abdruck an, den

uns die Führerin zeigt, umgeben von Punktierungen, wie sie es nennt, den berühmten runden Flecken, die auch die Umrisse der Pferde umschließen. Ich kann meinen Blick kaum von den fünf Fingern auf dem Felsen losreißen. Ich frage mich, zu welcher Frau diese Hand, diese Finger gehört haben mögen. Warum wollte sie deren Abdruck an den Wänden einer mehrere Meter unter der Erde gelegenen Höhle hinterlassen? Um was zu sagen? Um mit wem zu sprechen?

Wir gehen wieder hinaus. Willst du ein Eis, scherzt sie. Aber auf meiner Haut liegen noch die Schauer, die ich unter der Erde verspürt habe, und ich bin wie betäubt, besessen vom Anblick der roten Hände an der Höhlenwand. Am liebsten hätte ich meine Hand auf die am Fels gelegt. Die andere Frau durch die Zeit hindurch angefasst. Ja, am liebsten hätte ich durch Zeit gefasst.

5

In der Nacht darauf zelten wir. Wir sind darin nicht besonders geübt, weder sie noch ich, und das trotz unserer Pfadfindervergangenheit. In der Nähe des Flusses, dem wir gefolgt sind, finden wir eine Wiese, die weder nach Feld noch Weide aussieht. Wir falten das Zelt auseinander,